

Wirtschaftsriese – diplomatischer Zwerg

Die Japan GmbH hat Scheu vor zuviel Macht

Erst allmählich übernimmt Tokio im Bündnis mit Washington politisch und militärisch größere Aufgaben

Von Josef Joffe ^{AB}

Eine stille Revolution hält die japanische Außen- und Militärpolitik gefangen: langsam befreit sich das Land aus dem Kokon der Passivität, in den sie vor Jahrzehnten die Siegermacht Amerika eingesponnen hat – aus einer Abstinenz, die seither zur selbstgewählten Staatsräson des Landes erhoben worden ist.

„Wirtschaftlicher Riese, politischer Zwerg“ – dieser Begriff hat nie wirklich zu Bonn gepaßt, wohl aber hundertprozentig zu Tokio. Japan erzeugt (nach den USA) inzwischen das zweitgrößte Bruttosozialprodukt (BSP) der Welt, doch in der diplomatisch-militärischen Arena pflegte es sich stets dünn zu machen. Im vorigen Jahr aber durchbrach das japanische Verteidigungsbudget plötzlich die Schallmauer von einem BSP-Prozent, nachdem es 20 Jahre lang unterhalb dieser magischen Grenze dahingekrebt war. Ein Prozent des BSP für die Verteidigung – das klingt nach Liechtenstein. Setzt man aber diese Zahl in Dollar um, dann werden aus dem einen – präzise: aus 1,013 – Prozent plötzlich 29 Milliarden. Und mit dieser Summe ist der „Zwerg“ plötzlich in die Oberliga der Mittelmächte wie Frankreich, England und die Bundesrepublik eingedrungen, die immerhin zwischen drei und fünf Prozent ihres Volksreichtums fürs Militärische ausgeben.

Eine andere Zahl mag ebenfalls symbolisieren, wo sich der Zwerg nachgerade über Nacht zum Gulliver gemausert hat. Auf dem Wirtschaftsgipfel der „Großen Sieben“ im Juni enthüllte Premier Takeshida fast beiläufig ein 50-Milliarden-Dollar-Entwicklungshilfeprogramm, das Japan zum größten Geberland der Welt machen würde.

Ein drittes – diplomatisches – Symbol läßt sich zwar nicht in Dollar bemessen, mag aber gerade deshalb schwerer wiegen als die Wehr- und Hilfsausgaben. (Die sind in der Hauptsache, aber nicht nur wegen des Dollarverfalls so angeschwollen: 100 Yen bringen heute doppelt so viele Dollar wie noch vor drei Jahren.) Ende Juni besuchte der japanische Außenminister So-

suke Uno im Rahmen einer Nahostreise auch Israel. Scheinbar Routine, war dieser Schritt in Wahrheit ein historisches Novum – hatte doch Japan wegen seiner hohen Abhängigkeit von arabischem Öl die Israeli stets wie Unpersonen behandelt. Die Öffnung zu Jerusalem, mithin zu beiden Seiten im Nahostkonflikt: Sagt auch sie ein größeres japanisches Engagement in der Weltpolitik voraus?

Was Wunder, daß auf einmal das *Time Magazine* auf seinem Titelblatt fragt: „Kann ein Wirtschaftsriese Weltmacht werden?“ Jahrzehntlang war es Japans Außenpolitik gewesen, keine zu haben. Die Japaner, bloß durch die schmale Soya-Straße von der Sowjetunion getrennt, überließen es den Amerikanern, für ihre Sicherheit zu sorgen – knapp 50 000 amerikanische Soldaten schieben heute auf den Inseln Wache. Die Armee des 120-Millionen-Landes blieb klein (180 000 Mann), die Ausrüstung der Streitkräfte, vom Flugzeug bis zum Kampfschiff, war kaum geeignet, Aufgaben jenseits der puren und dann auch eher symbolischen Selbstverteidigung zu erfüllen.

Die Arbeit des Außenministeriums – so böse Zungen – hätte getrost von MITI, dem allmächtigen Ministerium für Handel und Industrie übernommen werden können. Die Super-Imperialisten der 30er und 40er Jahre waren froh, hinter dem Rücken der amerikanischen Schutzmacht in die Rolle der „Japan GmbH“ schlüpfen zu können: Handel, aber nicht Handeln, wurde ihnen zur ersten kollektiven Bürgerpflicht.

Mißtrauische Nachbarn

Ein Grund liegt auf der Hand. Genauso wie die Deutschen hatten die Japaner ihr ultranationalistisches Abenteuer im Zweiten Weltkrieg mit der totalen Niederlage bezahlen müssen. Ihre Nachbarn – in China, Indochina, Korea und Indonesien – gingen auf wachsam-mißtrauische Distanz zu den grausamen Eroberern von ehedem. Anders aber als die Deutschen blieben die Japaner allein und in der Region ohne Freunde. Da gab es keine EG, keine NATO, die den Japanern eine Heimstatt und eine legitime Rolle hätten verleihen können. Die gezüchtigen Erben des

Tojo-Imperialismus blieben buchstäblich und mental auf ihren Inseln sitzen. Der Hauptkontakt zur Außenwelt war Amerika; dorthin gehen auch rund 40 Prozent der Exporte. Wo Beziehungen anderswo geflochten wurden, dienten sie vornehmlich der Mehrung der japanischen Handelsbilanzüberschüsse.

Überdies: die potentiellen Hauptpartner in der Region – China und die Sowjetunion – bildeten jahrzehntlang die strategische Hauptbedrohung des Inselreiches. Ein hoher Beamter im Außenministerium: „Zumindest bis zur Normalisierung unserer Beziehungen mit China in den 70er Jahren herrschte hier das Grundgefühl vor: Wir sind von feindlichen Supermächten umringt. Da war kein Raum für diplomatische Experimente – aber auch nicht für eine eigenständige Verteidigung. Die Anbindung an Amerika war nicht nur logisch; sie hatte auch einen doppelten Vorteil. Sie gab – und gibt uns noch immer – Schutz und erspart uns zugleich die Art von Rüstung, welche alle unsere Nachbarn als Bedrohung interpretieren würden.“ Ein anderer sagt es noch knapper: „Je mächtiger wir wirtschaftlich wurden, desto hilfreicher war es, daß wir militärisch impotent blieben, daß unsere Macht durch die amerikanische eingeehgt wurde.“

Die geostrategische Situation schuf zugleich ein merkwürdig gespaltenes Bewußtsein. Ein Diplomat, der die letzten Jahre auf Posten in Washington und Moskau gewesen ist, beschreibt die kollektive Psyche seines Landes wie folgt: „Einerseits besagt unser Selbstverständnis: Wir sind gut, weil wir an der Spitze des technologischen und wirtschaftlichen Fortschritts marschieren. Andererseits ist das vage Gefühl geblieben, daß man uns nach wie vor überall mißtraut.“

Effizienz genügt nicht

Doch geht das Unbehagen noch tiefer. An den deutschen Besucher gewandt, fährt der Diplomat fort: „Schauen Sie sich Ihre Goethe-Gesellschaft an, die überall in der Welt vertreten ist. Ihr seid stolz auf Eure Kultur – was aber haben wir? Unsere moderne Kultur, die sich nach der Meiji-Restauration im 19. Jahrhundert ausbildete, ist weitgehend importiert. Unsere Verfassung wurde damals an die deutsche angelehnt, unser Zivilrecht an den Code Napoléon, unser parlamentarisches System an Westminster. Wir haben noch immer ein Identitätsproblem: als ein Land, das schon weit in der Zukunft lebt, aber keine Wurzeln in der Vergangenheit finden kann. Unser Hauptmotto lautet heute ‚Effizienz‘, doch das ist nicht genug.“

Quelle

Datum

2

Es fehlt überdies die Bewältigung der jüngsten Vergangenheit – das geben fast alle Gesprächspartner zu, auch wenn sie nicht mit Namen zitiert werden wollen. „Die hat in Japan nicht stattgefunden. Zwar hatten wir hier keine Nazis, aber in China und in den Philippinen haben wir ganz schön gewütet – ganz abgesehen von unser gar nicht wohlwollenden Herrschaft über Korea in diesem Jahrhundert.“ Ein anderer, an hoher Stelle im Außenministerium: „Vergangenheitsbewältigung? Nein. Sie müssen bloß den Fernseherschalter: Da ist nichts – ganz im Gegensatz zur Bundesrepublik. Im Gegensatz zu den Deutschen hapert es auch an der Auseinandersetzung mit der Außenwelt hier und heute: Gerade sechs Millionen Japaner fahren jährlich ins Ausland.“

Japan zwischen vorgestern und übermorgen: Wo soll da eine neue Identität für die neue Weltmacht herkommen? Sie kommt vor allem von außen, oder genauer: Sie wird vor allem von außen angemahnt. Seit Jahren wächst zumal der Druck aus Amerika: Japan soll seine Wirtschaft umstrukturieren – weg vom Export, hin zum inneren Konsum. Japan soll mehr für die Verteidigung ausgeben und für Wirtschaftshilfe. Japan muß Verantwortung übernehmen.

Sicherheit durch Hilfe

Zugleich aber sind die Zumutungen von außen – In Richtung auf *kokusaika*, „Internationalisierung“ – voller Widersprüche. Fordert der amerikanische Kongreß mehr für Wehr und Waffen – von ein auf drei Prozent des BSP –, dann melden sich im nächsten Atemzug etwa die beiden früheren Außenminister Henry Kissinger und Cyrus Vance zu Wort: „Wir warnen vor jeglichem Versuch (unser Handels-) Defizit mit Japan zu bereinigen, indem wir Japan dazu drängen, seine Verteidigungsausgaben aufzustocken. Diese Methode würde die schlimmsten Befürchtungen in ganz Asien erwecken.“

Zur Zeit beläuft sich das amerikanische Handelsdefizit mit Japan auf 60 Milliarden Dollar. „Wenn wir dann aber wenigstens auf dem Kapitalektor Ausgleich durch Direktinvestitionen zu schaffen versuchen,“ vermerkt Professor Kumon von der Prestige-Universität Tokio, „dann heißt es überall Ausverkauf an die Japaner“. Als wir die Elektronik-Firma Fairchild kaufen wollten, wurde es denn auch prompt verboten.“

„Dennoch,“ fährt der Professor fort, „haben wir jetzt endlich angefangen, mehr zu tun.“ Zum Beispiel auf dem Sektor der Entwicklungshilfe, wo die Japaner jetzt die USA als größtes Geberland überflügeln wollen. „In diesem Jahr,“ so Kyoji Komachi, der im Außenministerium für die Entwicklungshilfe verantwortlich zeichnet, „werden wir fast acht Milliarden Dollar bereitstellen, gut eine Milliarde mehr

als die USA. In der staatlichen Entwicklungshilfe Nr. 1 zu sein, das ist Teil unserer neuen Identität.“

Es ist freilich auch gewichtiger Teil der japanischen *Sicherheitspolitik* wo mit Barem an strategisch wichtige Länder drei Fliegen mit einer Klappe geschlagen werden: Tokio zeigt Verantwortungsgefühl und kommt damit dem Drängen der USA und Westeuropas nach; es stärkt das wirtschaftliche Unterfutter jener Länder, deren innere Stabilität entscheidend für das Gleichgewicht im Pazifik ist; und es verfolgt seine eigenen Sicherheitsinteressen auf eine unbewaffnete Weise, die dem Vorwurf des „Neo-Imperialismus“ seine Spitze nimmt.

Ein paar Zahlen mögen dies verdeutlichen. Gut zwei Drittel der Hilfe gehen an nur zehn Staaten. Unter den *Top Ten* befinden sich: die Philippinen, Thailand, Burma, Indonesien, Pakistan und Ägypten. Allein der Blick auf die Landkarte spricht Bände. Hier geht es um innerlich gefährdete Länder wie die Philippinen, einen Pfeiler in der japanisch-amerikanischen Pazifik-Strategie. Da ist Thailand, das an Kambodscha, eine Quasi-Kolonie der Militärmacht Vietnam, angrenzt. Da ist Pakistan, das als Stützpunkt für den afghanischen Widerstand im Visier der Sowjets liegt. Da ist schließlich Ägypten, die Status-quo-Macht im Nahen Osten, die ein Bollwerk gegen die radikal-arabischen Regime bildet. Kurzum: Der Löwenanteil geht sorgfältig strukturiert an die prowestliche Dritte Welt.

Selbstverständlich läuft das alles unter dem Begriff „humanitäre Hilfe“, und im Fall der massiven Unterstützung Manilas weisen offizielle Japaner jegliche Vermutung weit von sich, daß derlei Geldsegen mit Washington koordiniert sei. Indes zweifelt in Manila kaum einer daran, daß der Yen-Fluß aus Japan sich auch hilfreich auf die philippinisch-amerikanischen Verhandlungen über die US-Stützpunkte im Lande auswirken soll.

Doch auch in Japan wächst die Überzeugung, daß „Geld nicht genug“ sei. Koichi Haraguichi, hochrangig placierter Außenamtsbeamter: „Vielleicht können wir japanischen Schweiß, nicht Blut, anbieten, um den Frieden zu stärken.“ Sein Kollege Komachi: „Unsere Entwicklungsexperten gehen mehr und mehr aufs Feld – auch mal, um selbst die Reispflanzen zu setzen, anstatt den Leuten bloß Anweisungen zu geben.“ Tokio hat sich bislang aus allen UNO-Friedensmissionen herausgehalten; jetzt will es – ein kleiner, aber erster Schritt – einen Mann nach Afghanistan schicken, um dort den Abzug der Sowjetarmee zu überwachen. Nun sollen auch die Gesetze geändert werden, um japanische Experten – im Transport- oder Gesundheitswesen etwa – von Staats wegen in Krisenherde entsenden zu können.

Ein ähnlich stiller, aber die alten Klischees verdrängender Wandel entfaltet sich auch im Militärischen. Das Fazit des britischen Generals Kenneth Hunt, der seit Jahren die japanischen Streitkräfte im Lande selbst beobachtet: „Im Rahmen des amerikanisch-japanischen Verteidigungspakts verwirklicht Japan langsam eine neue Strategie, ohne darüber zu reden. Diese ist nicht mehr darauf ausgerichtet, Japan das Minimum zu reservieren und den USA den größten Teil zu überlassen.“

Fit gegen begrenzte Attacken

Ganz neu ist der Trend nicht, begann er doch schon im Jahre 1976 mit der Verabschiedung des „Entwurfs für ein nationales Verteidigungsprogramm“, kurz *Taiko* genannt. Sein Kern ist die Entscheidung, eine halbwegs „autonome“ Verteidigungskapazität im engen Verbund mit den USA aufzubauen, will sagen: Japan sollte fürderhin zumindest fähig sein, kleinere Bedrohungen selbst abzuwehren und nicht gezwungen sein, von vornherein die Amerikaner auf den Platz zu rufen. Die geplanten Mittel waren – und sind – beträchtlich.

Bis 1990 soll die Zahl der Panzer im Vergleich zu 1976 von 760 auf 1205 anwachsen; das ist ein Plus von 60 Prozent. Die Menge der gepanzerten Kampffahrzeuge wird sich von 680 auf 950 erhöhen. 1990 wird die Luftwaffe 163 hochmoderne *F-15*-Jäger besitzen; 1976 waren es genau null. (Inzwischen bauen die Japaner zusammen mit den USA an einem Jäger für die 90er Jahre, genannt *FSX*, von 1985 bis 1990 wird sich die fliegende U-Boot-Abwehr verdoppeln – von 49 *P-3C Orion* auf 100. Wenn der Plan erfüllt ist, werden die Japaner mehr Fregatten besitzen als die Briten. Und kein westliches Land kann heute auf die Wachstumsraten verweisen, die Japan derzeit bei seinem Verteidigungsbudget an den Tag legt: Die bewegten sich in den vergangenen Jahren zwischen fünf und sieben Prozent. Premier Noboru Takeshita nennt dies einen „kontrollierten, aber hochqualitativen Ausbau“. Der Sinn der Übung: eine begrenzte Attacke zu konterkarieren, bevor der amerikanische Verbündete zur Hilfe eilt.

Der unausgesprochene, nicht minder wichtige Teil der Übung ist es, dem amerikanischen Verbündeten *politisch* zu Hilfe zu eilen: etwas zu tun, was den *Japanbashers*, den „Japan-Prüglern“ im Washingtoner Kongreß die Hand lähmt, ohne die stets mißtrauischen Nachbarn zu provozieren. (Voriges Jahr hat das Repräsentantenhaus mit riesiger Mehrheit eine Resolution verabschiedet, derzufolge Japan den Verteidigungshaushalt auf drei Pro-

Quelle

Datum

zent des BSP aufstocken soll.) Die Amerikaner zu besänftigen, ohne die Anrainer zu verärgern – das ist die Kreis-Quadratur der alt-neuen japanischen Verteidigungspolitik. Was Wunder, daß sich die Japaner längst in scholastische öffentliche Debatten verstrickt haben, welche den präzisen Nachweis zu erbringen versuchen, was denn eine „Angriffs-“ und eine „Verteidigungswaffe“ sei.

Ausgeweitete „Selbstverteidigung“

Eherner Grundsatz aller japanischen Strategie ist natürlich, daß kein anderes Prinzip gilt, als die *Selbstverteidigung* jeglicher andere Einsatz der Streitkräfte wird von Verfassung und Gesetz strikt verboten. Armee, Flotte und Luftwaffe heißen denn auch nicht so, sondern umständlich „Boden-Selbstverteidigungskräfte“, „Luft-Selbstverteidigungskräfte“ etc. Dies aber hat die Japaner nicht daran gehindert, den Selbstverteidigungsraum stetig auszuweiten. Dieser sollte ursprünglich an der Wasserkante aufhören; jetzt erstreckt er sich auf 1000 Seemeilen und gilt für die Verteidigung der Seewege. Es zeugt von japanischem Pragmatismus, daß nicht näher definiert wird, wo denn der Mittelpunkt dieses Kreises steht.

Diese Frage ist nicht ganz irrelevant, stellt doch die japanische Inselgruppe einen Bogen dar, der 2000 Kilometer lang von Südwest nach Nordost verläuft. Setzt man die Zirkelspitze an das Ende der südlichen Hauptinsel Kyushu, verläuft der 1000-Seemeilen-Kreis immerhin quer durch die Philippinen. (Im Norden würde das gesamte Ochotskische Meer abgedeckt, wo ein erklecklicher Teil der sowjetischen Raketen-U-Boote stationiert ist.) Freilich stehen die magischen 1000 Meilen nirgendwo geschrieben. Als die Japaner den USA dieses Zugeständnis machten, war im Communiqué nur von einer „größeren Anstrengung“ die Rede, die „Verteidigungskapazitäten in Japan und in dem umgebenden See- und Luftraum zu verbessern.“ Dies war immerhin schon 1981.

Seitdem haben die Japaner ihrem amerikanischen Verbündeten stetig neue Bonbons zugeschanzt, ohne viel Aufhebens davon zu machen – was zwar gut für die nachbarschaftlichen Beziehungen ist, aber nicht so günstig für den PR-Effekt im amerikanischen Kongreß. Zum Beispiel wurde die Verfassung so interpretiert, daß es der eigenen Flotte erlaubt sei, angegriffene Schiffe der *U. S. Navy* zu beschützen und die wichtigen Wasserstraßen im Kriegsfall zu blockieren. Manche japanische Experten, wie etwa Masashi Nishiura, gehen so weit, gar den Indischen Ozean ins Auge zu fassen, möglicherweise auch den Golf – so dort amerikanische Einheiten angegriffen würden, die Geleitschutz für japanische Tanker fahren.

Keine Angriffskapazität

Freilich: Auch wenn das Rüstungsgeld fließt, schmilzt doch die alte Vorsicht nicht dahin. Wir stehen an der Nordspitze Hokkaidos; hinter uns unwirtliches, tundraähnliches Land, wo im Winter die Temperaturen auf 40 Minusgrade absinken. Jenseits der 42 Kilometer schmalen Soya-Straße beginnt die sowjetische Insel Sachalin, deren Südhälfte von 1905 bis 1945 Japan gehört hatte, 290 Kilometer westlich das sowjetische Festland. Um zu verstehen, wie klein das Pflänzchen der japanischen Militärmacht ist – und bleiben wird – muß man nur die 180 000 Mann des japanischen Heeres und die 380 Kampfflugzeuge der Luftwaffe mit dem Potential vergleichen, das die Sowjets in ihrem fernöstlichen Militärdistrikt aufgehäuft haben: 43 Divisionen (390 000 Mann), 840 Flotteneinheiten, 2400 Kampfflugzeuge, 85 Atombomber vom Typ *TU-22 M Backfire*.

Die Japaner können dieser Macht nachgerade nur Symbolisches entgegenstellen: Das Gros der japanischen Marine dient der U-Boot-Bekämpfung; damit kann sie – anders als die Flugzeugträger- und Schlachtschiff-Flotte im Zweiten Weltkrieg – tatsächlich nicht zum Angriff eingesetzt werden. Amphibische Einheiten fehlen; eine Invasion kann Japan nur treffen, nicht von ihm ausgehen. Die teuren *F-15*-Flugzeuge sind trefflich im Verteidigungskampf in der Luft; sie eignen sich nicht zum weitreichenden Angriff. Selbst bei der Verteidigung legt die politische Führung den Streitkräften strenge Zügel an. Auf die Frage, ob denn in Hokkaido wenigstens vorbereitete Verteidigungsstellungen aufgebaut worden seien, antwortet General Yukio Genkawa, Befehlshaber der 7. (Panzer-)Division, lapidar: „Die Verfassung verbietet das in Friedenszeiten. Aber wenn die Regierung o. k. sagen würde ...“ Den Satz spricht er nicht zu Ende.

Die kriegerischen Traditionen der nipponesischen Armee werden nur im Museum gepflegt – wie in Asahikawa, dem Hauptquartier der 2. Division. Da hängt eine Ahnengalerie der Kommandeure von 1907 bis 1945. Da werden erbeutete russische Waffen ausgestellt und Erinnerungsphotos aus dem siegreichen Krieg gegen den Zaren anno 1904/05. Und man zögert auch nicht, an die zunächst gloriösen, dann verlustreiche Zeit des Zweiten Weltkriegs zu erinnern. Zum Beispiel mit einem 1,5 mal 2 Meter großen, fast expressionistischen Ölschinken, der japanische Soldaten im Nahkampfangriff zeigt: blutrünstig der Gesichtsausdruck, weit aufgerissen die Augen, das Bajonett kurz vor dem Einstich. Traditionspflege auf japanisch.

General Computer

Draußen indes üben die Erben gänzlich unblutig im Manöver: *High-tech Japanese style*. Keine einzige Kugel, Granate oder Rakete wird verschossen, die „Projektile“ entstammen winzigen Laser-Kanonen, die aufs Gewehr oder Panzerfahrzeug montiert sind. „Tot“ ist, wer so einen (harmlosen) Strahl abbekommt. Dann melden Sensoren in seinem Helm oder am Hubschrauber: „Getroffen!“ Der Computer merkt's; Irrtum ist ebenso ausgeschlossen wie hitzige Debatten zwischen Manöver Soldat und Schiedsrichter. General Computer registrierte sogar, wann dem Besucher die „Munition“ ausgegangen war: der letzte von 140 „Schuß“ aus dem Laser-Magazin.

Dafür ist das Offizierscasino weder *High-tech* noch *High-class*. Der Fisch erinnert an den Lebertran der frühen Kinderjahre, das Dekor an noch frühere Zeiten. Auch Oberst K., einst Zögling der Bundeswehr-Führungsakademie, lebt zu Hause in Umstände, die deutsche Nachkriegserinnerungen wecken: Das Heizöl muß per Hand zu den Öfen geschleppt werden; die ganze Wohnung würde in ein Ein-Zimmer-Appartement *Made in Germany* passen. Japan mag reich sein; die Armee ist es nicht – trotz zügig steigender Wehrausgaben.

Japans Macht liegt anderswo – in einer Wirtschaft, deren Rolle in der Welt im wahrsten Sinne strategisch ist: Heute ist Japan das größte Gläubigerland der Welt – mit Netto-Guthaben in Höhe von 240 Milliarden. Im Vergleich dazu die Supermacht USA: Sie hat Netto-Auslandsschulden in Höhe von 400 Milliarden Dollar. Derlei Summen – und Japans strategische Position an den Meerausgängen vor den sowjetischen Asien-Küsten – schlägt auch schon in Situationen zu Buche, wo es um die hohe und allerhöchste Politik geht.

Im stillen aktiv

Zum Beispiel: Als die Regierung Reagan 1986 ein Mittelstreckenwaffen-Abkommen mit den Russen ins Auge faßte, das den Abbau der *SS-20*-Raketen nur in Europa vorsah und den Sowjets 100 davon zum Verbleib in Asien ließ, schickte Washington vorsichtshalber einen hochrangigen Emissär zur Konsultation nach Tokio. Die Japaner sagten auf allerhöchste Weise „nein“, hätte doch die Verwirklichung dieser Lösung eine Extra-Bedrohung für das Inselreich bedeutet. Der diskrete Widerstand der Japaner trug dazu bei – manche sagen: entscheidend –, daß Reagan hernach auf die komplette Null-Lösung schaltete, wie sie auf dem Washingtoner Gipfel im vorigen Jahr auch besiegelt wurde.

3

Berichtet wird von einem noch interessanteren Beispiel japanischer Macht im stillen: Nach dem „Schwarzen Montag“ vom vorigen Oktober, als der New Yorker Aktienindex 500 Punkte weit abstürzte, sei es die „Japan GmbH“ gewesen, die den Crash bremste. Tokio bat die eigenen Banken, amerikanische Aktien *nicht* zu verkaufen, was verhindert habe, daß sich der Absturz in einen freien Fall verwandelte.

Das *Time Magazine* hat schon ein amerikanisches Albtraum-Szenario entwickelt, welches die wahren Machtverhältnisse in nicht allzu futuristischer Form darzustellen versucht: „Es ist 1992. Ein Lokal-konflikt hat die Malakka-Straße blockiert; japanische Tanker mit Golf-Öl können nicht in die Südchinesische See einlaufen. Der japanische Premier ruft das Weiße Haus an: „Mr. President, würden Sie eventuell die U.S. Navy zum Geleitschutz entsenden?“ Stille. Der Präsident weiß sehr wohl, daß die Bitte vom größten Gläubiger der USA kommt. „Nun ja – natürlich“, lautet die Antwort. Der Premier bedankt sich und fügt hinzu: „Ich bin sicher, daß Ihre Hilfe unsere Privat-Investoren so weit beruhigen wird, daß sie auf der Auktion vom nächsten Dienstag die übliche Menge Ihrer Treasury Bills (kurzfristige Schatzwechsel) kaufen werden.“

Allein das Malakka-Krisenszenario und das Telefongespräch sind frei erfunden. Der Rest ist schon historische Wahrheit: Als der Dollar im März 1987 seinen freien Fall begann, haben die Vermögensverwalter in Tokio an ihren U.S. Bonds festgehalten, während die *Bank of Japan* in ein paar Tagen 14 (vierzehn!) Milliarden Dollar aufkaufte.

Ist aber reich gleich mächtig? Die Japaner wagen es nicht zu glauben – zu tief noch sitzt der Schock von 1945, zu bequem war und ist das Leben im Windschatten der Weltpolitik. Außerdem hatte der scharfäugige Machttheoretiker Machiavelli sicher recht mit seinem Diktum: „Es ist einfacher, sich mit guten Soldaten Geld zu verschaffen als umgekehrt.“ Daß sich die Japaner mit ihrem märchenhaften Reichtum nicht ein entsprechendes Waffenarsenal zulegen – dafür sorgen die armen, aber echten (militärischen) Supermächte China und Sowjetunion in der nahen, allzu nahen Nachbarschaft. Der Wirtschaftsriese – er wird noch lange keine Weltmacht sein. 14

CG